

hundertwende die anderen Typen fast vollständig ablösen und daß hier ästhetisch neue Wege beschritten wurden, auch der Begriff Nation wurde nun anders gefüllt: Insgesamt verloren partikularstaatliche, monarchische und militärische Aspekte an Einfluß und das nationalpolitische Denkmal wurde zum »provokativen Medium mit einem aggressiven, ethnischen Nationsverständnis, das die bislang erreichte Integration aufkündigte« (S. 606). Alings betont mehrmals die unpolitischen Aspekte, die Denkmalssetzungen motivierten und die seiner Meinung nach die untersuchten Monumente wesentlich prägten. So verweist er auf ästhetische und ökonomische Faktoren, unter anderem auf die touristische Bedeutung von Groß-Denkmalern, die den Initiatoren durchaus bewußt war. Dabei gerät die trotzdem zentrale politische Aussage gelegentlich zu sehr an den Rand, etwa wenn Alings zusammenfassend schreibt: »Bekam das Denkmal erst seinen Stern im Baedeker, so hatte es einen guten Teil seiner Funktion bereits erfüllt« (S. 598). Denn: Keines der untersuchten Denkmäler wurde wegen seines ökonomischen Nutzens oder etwa wegen seiner künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten gebaut, wenngleich diese Faktoren den Entstehensprozeß eines politischen Denkmals *auch* prägten. Trotz dieser Einwände besticht diese Studie zu einer der interessantesten Phasen in der Geschichte der Denkmäler in Deutschland gerade in ihrem letzten Teil, in dem Alings die Diskontinuitäten und Kontinuitäten in der Denkmalkultur im Kaiserreich und das sich in diesen widerspiegelnde Nationsbild offenlegt.

*Kiran Klaus Patel, Berlin*

Jakob Vogel, Nationen im Gleichschritt. Der Kult der »Nation in Waffen« in Deutschland und Frankreich 1871–1914, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1997, 404 S., kart., 78 DM.

Dieses Buch ist ebenso faszinierend wie frustrierend. Es erzählt nämlich über die dritte französische Republik und über das deutsche Kaiserreich zwei sehr verschieden verlaufende Geschichten, deren Verschiedenartigkeit der Verfasser selbst herausarbeitet und überzeugend belegt. Das ist das faszinierende und das gegenüber den bisher deutungsmächtigen Darstellungen insbesondere des deutschen Kaiserreichs – allen voran derjenigen Hans-Ulrich Wehlers – innovative Moment des Buchs. Doch nicht nur durch den Titel »Nationen im Gleichschritt«, sondern auch durch die die Darstellung strukturierenden Argumente verwandelt Vogel das ungleichartige Geschehen, das er analysiert und beschreibt, in »in weiten Bereichen parallele Entwicklungen« (S. 279). Das frustriert, d. h. es macht ratlos – aber auch neugierig darauf, herauszufinden, wie eine solche Diskrepanz zwischen dem, was der Autor zu schreiben gemeint hat, und dem, was ich zu lesen geglaubt habe, zustande kommt.

Thema des Buchs sind die Inszenierungen der »Nation in Waffen« in Frankreich und Deutschland zwischen 1871 und 1914, also die symbolischen Repräsentationen des Militär- und des Nationskults beider Länder in diesem Zeitraum. Konkretisiert wird dieses Thema anhand der Ausgestaltung von Militärparaden und Erinnerungsfeiern militärischer Ereignisse, die sich für die Symbolisierung militärischer und nationaler Größe eigneten, bzw. anhand der Ambivalenzen, die sich in unterschiedlicher Weise in beiden Ländern auftraten, wenn es um die Frage ging, welche militärischen Ereignisse denn für derartige Symbolisierungen geeignet waren und welche nicht. Auch die mitunter nicht unerheblichen Sinnstiftungsprobleme, die im Zuge dieser »Erfindung einer Tradition« entstanden, finden in der Darstellung Berücksichtigung.

Gemeinsam war beiden Ländern, daß nach 1870/71 die Traditionslinien, in die die militärisch-nationale Selbstdarstellung gestellt wurden, nicht fraglos gegeben, sondern

gestaltungsbedürftig waren: Die neue republikanische Staats- und Gesellschaftsverfassung in Frankreich mußte ihr Verhältnis zur französischen Geschichte, Gesellschaft und Verfassung bis 1870 ebenso definieren wie zur Armee. Die militärische Niederlage gegen Preußen/Deutschland stellte den teils impliziten, teils expliziten Hintergrund aller öffentlichen Inszenierungen dar. Das deutsche Kaiserreich verfügte zwar gewissermaßen über einen Sinnstiftungsvorsprung, da es sich als Sieger über Frankreich inszenieren konnte; dennoch wurde seine Proklamation, wie auch Vogel hervorhebt, in der zeitgenössischen Wahrnehmung ebenfalls als Traditionsbruch erlebt – und in einem nicht unerheblichen Teil dieses Wahrnehmungsspektrums keineswegs nur als Bruch mit ungeliebten Traditionen.

Das Ergebnis jedoch, zu dem in beiden Ländern die Inszenierung der »Nation in Waffen« in über 40 Jahren führte, die Vogel materialreich beschreibt, war sehr verschieden. In Frankreich entwickelten sich eine Symbolsprache und Rituale, die – so heftig auch um ihre politische, soziale oder religiöse Ausgestaltung gestritten wurde – die gemeinsame Inszenierung von Nation und Militär ebenso ermöglichten wie den historischen Rückbezug auf vergangene militärisch-nationale Gegebenheiten, der in die aktuellen Sinnstiftungsbezüge einfluss. Zum Kern dieses gelungenen »symbolischen Synkretismus« (S. 94) wurde die am 14. Juli 1880 das erste Mal durchgeführte militärische Feier des französischen Nationalfeiertags. Entsprechende verbale, aktivische und rituelle Bindewirkungen sind dem deutschen Kaiserreich bis 1914 in seinen Inszenierungsformen der »Nation in Waffen« nur sehr bedingt gelungen: Die wichtigsten Symbolisierungen militärisch-nationaler Art, nämlich die Kaiserparaden, die Sedansfeiern und die Erinnerung an militärische Großereignisse wie v. a. die Feiern zur Erinnerung an die Völkerschlacht 1813 zeigen der sehr überzeugenden Vogelschen Darstellung zufolge die immensen Sinnstiftungsprobleme, auf die die Inszenierung der »Nation in Waffen« im Kaiserreich stieß. Der Kern des Problems war, wie der Verfasser herausarbeitet, daß nicht nur verfassungsrechtlich, sondern auch in der Betrachtungsweise der wichtigsten politischen Akteure das Kaiserreich ein Fürstenbund war und blieb. Dementsprechend hatten die Inszenierungen der »Nation in Waffen« nicht nur in Preußen eine weitgehend dynastische Ausrichtung: Mit wenigen Ausnahmen bildeten weder die (Reichs-)Nation noch das Kaiserreich den Fluchtpunkt, auf den die entsprechenden Inszenierungen abzielten, sondern die preußische, die bayerische und die vielen anderen Dynastien, die (auch nach dem Buchstaben der Verfassung) das Kaiserreich konstituierten. Und wenn beispielsweise anlässlich einer Kaiserparade in Bayern der Kaiser als »fürstlicher Gast« vorgestellt wurde (S. 56), dann war dies mehr als eine nebensächliche Floskel: Es war vielmehr Ausdruck des strukturellen und andauernden »Nebeneinander[s] von nationaler und regionaler Symbolik« (S. 281). Da die regionale Symbolik dynastisch konnotiert war, feierte Preußen – das im Zentrum von Vogels Untersuchung steht – anlässlich der Militärfeiern und -paraden allem voran die preußische Dynastie und ihre Armee, kaum aber das Reich bzw. die »deutsche Nation« und ihre Soldaten (letztere und ihre Repräsentanten, nämlich die Veteranen und die Kriegervereine, wurden weitestgehend ignoriert). Kurzum (diese Schlußfolgerung allerdings formuliert Vogel nicht): das deutsche Kaiserreich war eben kein Nationalstaat wie der französische, sondern ein Bund dynastischer Staaten, der durch die preußische Dominanz zwar faktisch, aber nicht symbolisch zusammengehalten wurde.

Wie kommt es nun, daß der Autor, der diese Unterschiedlichkeit der deutschen und der französischen Ausprägung der inszenierten »Nation in Waffen« klar herausarbeitet – eine Unterschiedlichkeit, die im übrigen nichts mit der von ihm und anderen mit guten Gründen abgelehnten These vom »deutschen Sonderweg« zu tun hat –, und dennoch erklärt, eine deutsch-französische Parallelgeschichte beschrieben zu haben? Mein Eindruck ist, daß dies an der unreflektierten Art des Vergleichs liegt, die voraussetzt, was zu be-

weisen wäre: »Die Arbeit geht von der Annahme aus, daß die deutsche wie auch die französische Gesellschaften [sic] [...] nationale Gesellschaften darstellen und somit als die Basis eines zweiseitigen historischen Vergleichs dienen können« (S. 22). Damit bleibt nicht nur das Grundproblem eines Vergleichs unreflektiert, der sich auf geographisch benachbarte und kulturell durch zahlreiche Wechselwirkungen vernetzte Gesellschaften bezieht. Davon abgesehen bleibt auch die Frage ausgespart – dies wird einfach apriorisch vorausgesetzt –, ob Begriffe wie »Staat«, »Nation« oder auch »Staatsoberhaupt« und »(Reichs-)Hauptstadt« für das deutsche Kaiserreich in derselben Bedeutung Verwendung finden können wie für Frankreich. Vogel verwendet sie durchweg als bedeutungsgleich, obwohl seine eigenen Befunde eine ganz andere Sprache sprechen – bis hin zu der absurden Konsequenz, daß er immer wieder »den Staat« in Deutschland agieren läßt (S. 135 f. und passim), ohne zu sagen, welchen er nun meint: das Deutsche Reich, Preußen, ein Amalgam aus beiden oder einen der vielen anderen Staaten.

Ich finde dennoch, daß dies ein ebenso anregendes wie wichtiges Buch ist, für dessen Qualität es letztlich spricht, daß die Leserin/der Leser andere Schlüsse daraus ziehen kann als der Verfasser selbst.

*Ute Daniel, Braunschweig*

Gangolf Hübinger/Rüdiger vom Bruch/Friedrich Wilhelm Graf (Hrsg.), Kultur und Kulturwissenschaft um 1900. Bd. II: Idealismus und Positivismus, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1997, 327 S., kart., 86 DM.

Ging es in dem 1989 erschienenen ersten Band von »Kultur und Kulturwissenschaften um 1900« in erster Linie um Sinndeutungsansprüche und -angebote der Kulturwissenschaften, so betrachtet der nun vorliegende zweite Band ihre Entwicklung im Spannungsfeld von Positivismus und (Neo-)Idealismus. Zugleich hat sich der Schwerpunkt der einbezogenen Disziplinen verschoben. Nicht mehr Nationalökonomie, Soziologie und Geschichte stehen im Vordergrund, sondern Psychologie und Philosophie. Letztere wird vor allem im ersten Teil des Bandes behandelt, der nach einer Kunst und Literatur ins Zentrum rückenden Einführung von Wolfgang J. Mommsen einige Grundpositionen im Spannungsfeld von Positivismus und Idealismus herausarbeitet. Dabei war, das macht schon der Beitrag von Klaus Christian Köhnke deutlich, der Begriff des Positivismus oft wenig mehr als ein Feindbild, zu dessen Bekämpfung sich etwa Wilhelm Windelband durch seine Berufung nach Straßburg berufen fühlte. Anders die Strategie des von Friedrich Wilhelm Graf untersuchten Rudolf Eucken. Er beanspruchte, positivistische Elemente in »einen (neo-)idealistisch geläuterten Protestantismus«, der im wesentlichen seine Erfindung war, integriert zu haben, und Graf zeichnet den immer stärker in den Vordergrund tretenden Führungsanspruch dieser weltanschaulichen Synthese bis zur Gründung des Euckenbundes (1920) detailliert nach. Ein Kapitel aus seiner inzwischen erschienenen Habilitationsschrift zur Begründung der Kultursoziologie in Deutschland steuert Klaus Lichtblau bei, der den Stellenwert des Ästhetischen vor allem bei Simmel, Sombart und Weber untersucht. Mit dem »Logos« schließlich analysiert Rüdiger Kramme eine Zeitschrift der unmittelbaren Vorkriegszeit, die durchaus als antipositivistisches Organ zu verstehen ist, deren Entwicklung aber zugleich Aufschluß über programmatische Spannungen zwischen in Deutschland, Rußland und Italien begründeten und in Ungarn und einigen anderen Ländern geplanten Redaktionen dieses zugleich länderübergreifenden und länderspezifischen Projektes gibt.

Im zweiten Teil des Bandes wird der Blick auf einige Einzeldisziplinen gelenkt. So holt Gerhard Sprenger zeitlich weit aus, um den Rechtspositivismus in die Geschichte der